

PROTOSOCIOLOGY:

ÜBERGÄNGE WISSENSCHAFTLICHEN DENKENS IM RAHMEN EINER TRANSDISZIPLINARITÄT

Georg Peter

I Vorbemerkung

Der Anlass der heutigen Veranstaltung ist – zumindest von unserer Seite – das zehnjährige Bestehen des Projektes und der gleichnamigen Fachzeitschrift ProtoSoziologie, die in freier Anpassung an die Lingua Franca der zeitgenössischen Philosophie jetzt ProtoSociology heißt. In den vergangenen zehn Jahren nun hat unser Projekt eine Entwicklung mitgemacht, die für die Wissenschaftslandschaft nicht untypisch zu sein scheint, auch wenn das Projekt selbst es vielleicht ist. Diese Entwicklung nachzuzeichnen und in einen entsprechenden Kontext zu stellen wird das Ziel meines kurzen Vortrages sein.

Als tragende Metapher für unser Selbstverständnis wie für die gesamte gemeinsame Vortragsveranstaltung haben wir Übergänge gewählt. Übergänge wissenschaftlichen Denkens sind es, die unser Projekt über die Fachzeitschrift anbietet. Und Übergänge wissenschaftlichen Denkens sind es auch, welche die aktuelle Wissenschaftsentwicklung und das dafür immer notwendiger werdende Wissenschaftsmanagement auszeichnen.

Damit sind bereits die beiden unterschiedlichen und auch zu unterscheidenden Aspekte zeitgenössischer Forschung genannt, denen das weitere Interesse gilt: den Aspekt der internen Entwicklungen des Wissens und den seiner Vermittlung resp. seines Managements.

Von unserer Ausgangskonzeption haben wir uns damit etwas entfernt, was allerdings im internen Entwicklungsprozess angelegt ist, den ich im Folgenden zu skizzieren versuche.

II Rückblick: Grundkonzeption des Projektes

Den Ausgangspunkt des Projektes bildete die Forschungs- und Lehrtätigkeit von Gerhard Preyer am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften hier an der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Zusammen mit einigen jungen Kollegen und Studenten, zu denen ich erst später hinzu kam – vom Autor zum Redaktionsmitglied geadelt –, wurde 1991 der erste Band der Reihe vorbereitet.

Das Ziel des Projektes und der angeschlossenen Zeitschrift war eine sprachtheoretische Grundlegung der Sozialwissenschaften, wodurch bereits die enge Verbindung zu angrenzenden Disziplinen wie Philosophie, Sozial- und Sprachwissenschaften angezeigt ist. Einer Frankfurter Tradition ist das Projekt damit insofern verbunden, als es sich um eine grundlagenorientierte Verbindung von philosophischen mit sozial- bzw. gesellschaftstheoretischen Problemstellungen handelt. Den Kern bilden aus philosophischer Sicht eine analytische Interpretations- und Handlungstheorie sowie aus soziologischer Sicht ein weitergehend systemtheoretischer Anschnitt.

Ein anderer Anschluss ergibt sich bereits aus dem Namen ProtoSociology, wobei schon die Vorsilbe des Titels auf eine Nähe zu dem Konstruktivismus von Paul Lorenzen hindeutet. Protowissenschaften werden dort zur Grundlegung einer Fachwissenschaft entworfen. Ausgehend von ersten Zielsetzungen und sprachlichen Unterscheidungen versucht sie, einen Beitrag für den methodischen Aufbau einer Fachsprache zu erbringen und das Vorverständnis bezüglich des Objekt- und Erfahrungsbereiches der Sozialwissenschaften zu systematisieren. Anders gesagt ist Proto-sociology vornehmlich ein grundlagenorientiertes oder metatheoretisches Unternehmen.

Die Ansätze zu einer solchen Systematisierung speisen sich aus den für die Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts dominierenden drei Strömungen:

- der analytischen Sprachphilosophie ausgehend von Frege, Wittgenstein und Carnap,
- der Phänomenologie Edmund Husserls und
- Heideggers hermeneutischer Fundamentalontologie.

Es ergeben sich dann aus dieser Tradition heraus unterschiedliche Forschungsschwerpunkte, die sich an einigen zentralen Begriffen wie Le-

benswelt und System, Sprachspiel und analytische Bedeutungstheorie, Handlungs- und Interpretationstheorie sowie Wissenschaftstheorie fixieren lassen.

Diese Tradition selbst ist allerdings nur einmal thematisch geworden: in der Rekonstruktion der beiden zentralen Begriffe der Lebenswelt und des Systems in dem Band *ProtoSoziologie im Kontext. Lebenswelt und System in Philosophie und Soziologie*. Aber auch hier waren neben den rekonstruktiven, die Aktualität und Erklärungskraft der Begriffe untersuchenden Arbeiten auch solche, die neue und alternative Zugangsweisen für den Problembereich diskutierten.

In der Forschungsarbeit von Herrn Preyer gab es neben den erwähnten Schwerpunkten in der Gesellschafts- und Handlungstheorie, die den Kern des ursprünglichen Selbstverständnisses von Protosociology ausmachen, einen weiteren, der besondere Beachtung verdient. So war die Arbeit auch des Projektes, wie ich sie vorgestellt habe, sicherlich kein Teil des Mainstream, aber in der akademischen Tradition gut verankert. Mit einem anderen Bereich seiner Arbeit verhält es sich anders.

Vielleicht macht Gerhard Preyer mit seiner Arbeit keinen übermäßig modischen Eindruck, aber hier war er eindeutig der allgemeinen Rezeption und der späteren Mode ein gutes Stück voraus. So hatte ich in seinen Seminaren die Gelegenheit, bereits vor über zehn Jahren die Arbeiten eines der mittlerweile bedeutendsten und meistdiskutiertesten Philosophen mir zu erarbeiten. In dieser Zeit als Analytische Philosophen oft bloß als verschrobene Jünger Wittgensteins galten, die ausdauernd an einfachsten Sätzen herumschrauben, konnte man in Frankfurt bei einem Privatdozenten lernen, worin die Voraussetzungen der analytischen Philosophie von Donald Davidson liegen und welche Systematik sich hier hin zu einer umfassenden Interpretations- und Handlungstheorie abzeichnet. Damit gehörte Herr Preyer in Deutschland zu den Wenigen, die Davidson systematisch rezipiert und gewürdigt haben. Dokumentiert ist dies in dem Band *Language, Mind and Epistemology*, den er zusammen mit Frank Siebelt herausgegeben hat, und in der frisch gebrannten digitalen Publikation *Donald Davidsons Philosophie. Von der radikalen Interpretation zum radikalen Kontextualismus*.

Allerdings kam die Reaktion der Forschungsgemeinde mit der Verleihung des Hegel-Preises an Donald Davidson 1992 sehr schnell, was überdeckte, dass eine systematische Rezeption an den Universitäten bis dahin

nicht stattgefunden hatte. Und in meiner Einschätzung hat die deutsche Forschungslandschaft den Anschluss immer noch nicht geschafft, auch wenn Davidson aktuell geradezu in Mode ist.

Die analytische Philosophie, die nicht nur ein Teil des ursprünglichen Konzeptes einer Protosociology war, hatte damit in unserer Projektarbeit immer ihren eigenen Bereich, der zunehmend zentraler wurde. Dies zeigt auch ein Band zu dem Philosophen David Lewis *Reality and Humean Supervenience*.

Interessant ist in dieser Hinsicht auch, dass die Zeitschrift neben so etwas wie einer Programmatik auch ein ganz pragmatisches, arbeitstechnisches Verfahrensmuster hatte. Dieses hatte Herr Preyer – so zumindest meine Rekonstruktion – aus der Organisationssoziologie entlehnt. Es nannte sich dort Projektmanagement und tat fortan gute Dienste. Die Möglichkeit, komplexe Zusammenhänge in einzelne gut steuerbare und ggfs. einer eigenen Logik folgenden Teile zu zerlegen, war von einem großen Vorteil, dessen Bedeutung sich aber erst später abschätzen ließ.

Mit solchen Projekten, wie wir sie zu verschiedenen Forschungsschwerpunkten konzipieren, ist auch eine jeweils eigene Struktur verbunden oder man könnte es auch – selbst wenn es etwas dramatisch klingt – ein soziales Netzwerk nennen. Projekte werden in der Regel von einzelnen Mitarbeitern betreut, die, wie etwa Dieter Mans, Frank Siebelt oder Mathias Boes, auch externe Spezialisten für ein Thema sein können, und die für dieses eine Projekt zuständig sind. Frank Siebelt ist dabei als Wiederholungstäter einzustufen, da er bereits zwei Projekte, eines zu Davidson und eines zu Lewis, betreut hat.

Die Projektverantwortlichen bauen den Kontakt zu den Beiträgern auf oder bauen ihn aus, da er meist schon im kollegialen Umfeld besteht. Daraus ergeben sich einfachere oder umfassendere Beziehungen zu Kollegen, die den Fortgang des einzelnen Projektes wie der Fachzeitschrift im Ganzen mitbestimmen.

So hat der gesteuerte Projektablauf selbst auch eine diskursive Form, was sich sowohl aus der Weiterentwicklung der zugrunde liegenden Problemstellung durch die Arbeiten als auch durch die Kommunikation der Beiträger untereinander erklärt. Eingegangene Arbeiten haben Einfluss auf den Fortgang und die Konzeption des Projektes als ein *work in progress*. Sie zeigen neue Fragestellungen und verweisen auf Folgeprobleme, die eventuell durch neue Beiträger abgedeckt werden können oder ein neues

Projekt initiieren. Zum anderen haben die Autoren auch untereinander Kontakt über die Zeitschrift, können damit auf frühere Zusammenarbeiten aufbauen usw.

ProtoSociology ist damit ein Kommunikationsmedium und zwar nicht nur über das fertige Journal, sondern bereits über seine besondere Art der Projektarbeit, die dem zugrunde liegt. Statt bloß zur Abgabe von Papieren zu einem bestimmten Thema aufzufordern, konzipieren und formulieren wir einen wissenschaftlichen Problemstand zu dem beizutragen führende Wissenschaftler in diesem Bereich eingeladen werden. Gerne nehmen wir dabei auch Vorschläge für andere Beiträge an, meist jüngere Kollegen, die zu diesem Bereich forschen. Bisher ist es uns gelungen, so einen interessanten Mix aus arrivierten und jungen Wissenschaftlern zu bekommen.

Auch in dieser Hinsicht bildet Protosociology einen Übergang wissenschaftlichen Denkens, insofern sich bereits auf der Projektebene Wissenschaftler begegnen, Arbeiten austauschen und so zur Entwicklung des aktuellen wie auch neuerer Projekte beitragen.

III Transdisziplinäre Wissenschaften – Wissenschaftsmanagement

Mit dem projektbezogenen Arbeitsstil hat das Unternehmen Protosociology die Voraussetzungen geschaffen – durchaus glücklich – für eine Entwicklung, die so nicht abzusehen war. Wie sich im Fortgang unserer Arbeit zeigte, ist das Projekt der Grundlegung einer Gesellschaftswissenschaft über einen systemtheoretischen Zugriff auf der Ebene der Gesellschaftsentwicklung und einem analytischen auf der Ebene der Interaktions- und Interpretationstheorie vielfältigen Einwänden ausgesetzt. In der Folge kam es aufgrund des erarbeiteten Forschungsstandes zu einer Akzentverschiebung. So konnten die Arbeiten auch wegen der Breite des diskutierten Problemstandes und seiner Fortführung immer weniger als eine Kritik an einem gesellschaftstheoretischen Konzept verstanden werden, sondern mussten als eigenständige Diskussionen aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden.

Ein Beispiel hierfür sind unsere Bände zur Sprechakttheorie, die bereits auch Aufsätze zur Dialog- und Argumentationsforschung enthielten.

In einer breit angelegten Auseinandersetzung mit der Sprechakttheorie und ihren Konstruktionsproblemen kam es zu einer Zusammenarbeit zwischen Philosophen, Sprachwissenschaftlern und Soziologen. Ihr gemeinsamer Nenner war kurz gesagt die Untersuchung der kognitiven und handlungstheoretische Grundlagen einer pragmatischen Sprachtheorie.

In der Weiterführung dieses Forschungsanschnittes wurde das Projekt mehrfach erweitert und umgearbeitet. Es wird zur Zeit unter dem Titel *Concepts of Meaning. Framing an Integrated Theory of Linguistic Behaviour* zur Veröffentlichung vorbereitet. Auf den ersten Blick scheint dies noch die alte Programmatik zu sein, in der der Analyse des sprachlichen Handelns eine zentrale, aber auch ganz bestimmte funktionale Rolle zukommt. Hier ist sie allerdings breiter vertreten, hin zu einer allgemeinen Theorie sprachlichen Handelns. Und der Untertitel zeigt völlig zutreffend an, dass hier kein stringentes Theoriekonstrukt vorgestellt wird, sondern verschiedene Zugänge zu demselben Problembereich diskutiert werden.

Die Argumentationstheorie wiederum wurde ein eigenes Projekt, das – von Dieter Mans betreut – als Heft Nr. 11 erschien.

Diese Entwicklung, wie sie an Protosociology zu beobachten ist, scheint keineswegs untypisch zu sein für die moderne Wissenschaft überhaupt. Eine ähnliche Beobachtung, wie wir sie für unsere Arbeit gemacht haben, hat Jürgen Mittelstrass für die moderne Wissenschaften allgemein unter den Begriff einer Transdisziplinarität gefasst.¹

Transdisziplinarität hat es – kurz gesagt – mit Problemen zu tun, die sich nicht fachspezifisch lösen lassen. Transdisziplinarität ist in der Folge eine forschungsleitende Orientierung und kein Theoriegrundsatz.

Heute finden wir oft eine Asymmetrie von Problementwicklungen und Fachentwicklungen. Diese vergrößert sich noch dadurch, dass die Fachentwicklung durch eine wachsende Spezialisierung und eine Methodenvielfalt bestimmt ist. Der Gedanke einer Einheitswissenschaft, wie sie die Physik beispielhaft immer zu sein schien, sei auch aus weiteren Gründen damit aufzugeben.

Mittelstrass geht der Begriff der Interdisziplinarität in diesem Zusammenhang nicht weit genug. Es ist keine partielle Zusammenarbeit zwi-

1 J. Mittelstrass: „Von der theoretischen Einheit zur Transdisziplinarität“. In *Wissen und Grenzen. Philosophische Studien*, Frankfurt am Main 2001.

schen verschiedenen Disziplinen, in denen beide mal über den eigenen Tellerrand hinaus sehen, sondern eine andere Form der Wissenschaft. Es geht auch nicht um eine Erweiterung einer der beteiligten Disziplinen. Gemeint ist ein anderes Verfahrensprinzip, dessen Notwendigkeit sich gleichfalls in dem Fortgang unserer eigenen wissenschaftlichen Arbeit gezeigt hat.

Mittelstrass' Definition der Transdisziplinarität hat dabei fast schon die Form einer neuen Programmatik auch für Protosociology:

Vielmehr verändert Transdisziplinarität als ein neues Forschungs- und Wissenschaftsprinzip die disziplinären und fachlichen Dinge und hebt die historischen Grenzen der Disziplinen und Fächer auf, wo eine allein fachliche oder disziplinäre Definition von Problemlagen nicht möglich ist bzw. über derartige Definitionen hinausgeführt wird.²

Das heißt: Es geht um neue Problemwahrnehmungen und Problemlösungen und nicht um einen holistischen Ansatz. Insofern ist sie keine Einheitsformel. Aufzugeben ist damit auch die Idee einer Einheit des Wissens, da nicht zu erwarten ist, dass sich die verschiedenen Zugangsweisen in einer einzigen zusammenfassen lassen.

Und genau dies spiegelt sich auch in der Entwicklung von Protosociology wieder. Statt ein holistisches, alle erklärungswürdigen Aspekte umfassendes Konzept zu verfolgen, wird in der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion ein Problem verortet, das aus unterschiedlichen Perspektiven diskutiert wird. So kann es beispielsweise sein, dass Probleme des Fremdverstehens, d.h. der Interpretation von Gefühlen und Überzeugungen anderer, nicht etwa in der Psychologie oder der Soziologie diskutiert werden, sondern von Philosophen.

Unsere beiden Bände 14 und 16 sind hierfür ein Beispiel, wenn in dem einen Fall, *Folk Psychology, Mental Concepts and the Ascription of Attitudes. On Contemporary Philosophy of Mind*, die Grundvoraussetzungen diskutiert werden, unter denen man in in der Alltagssprache jemandem bestimmte Gefühle und Einstellungen zuschreibt.

In dem anderen Band, *Understanding the Social: New Perspectives from Epistemology*, geht es um die Frage, inwiefern man einer Gruppe gemein-

2 Jürgen Mittelstrass, *Wissen und Grenzen. Philosophische Studien*, Frankfurt am Main 2001, S. 118.

same Überzeugungen zuschreiben kann und ob sie dabei nur als eine Ansammlung von Individuen zu verstehen ist oder ob – ganz nach Hegel – auch hier das Ganze der Gruppe mehr ist als die Summe seiner Teile oder Mitglieder. Damit werden aus einer „fremden“ Perspektive auch Grundprobleme der Psychologie behandelt.

Das Vorgehen bei der Konzeption solcher Bände ist nicht mehr direkt theoriegeleitet, da es eine solche einheitsstiftende Perspektive oder sogar Ideologie nicht gibt, sondern es ist ein Ergebnis der Forschungspraxis und der vorgegebenen oder sich im Verlauf ergebenden Problemstellungen, ganz wie dies auch Mittelstrass beschreibt:

In beiden Fällen ist Transdisziplinarität ein Forschungs- und Wissenschaftsprinzip, das dort wirksam wird, wenn eine allein fachliche oder interdisziplinäre Definition von Problemlagen und Problemlösungen nicht möglich ist bzw. über derartige Definitionen hinausgeführt wird. [...] Sie ist allein als eine praktische Forschungsform begreifbar, d.h. als Einheit der wissenschaftlichen Praxis.³

Für Mittelstrass ist diese Transdisziplinarität wie gesagt weitgehend eine Sache der Wissenschaftspraxis: es ist ein Forschungsprinzip und nicht ein Theorieprinzip. Verbunden ist damit für ihn auch eine Kritik an der Institutsbildung an deutschen Universitäten, die bereits einer Interdisziplinarität abträglich sei, eine umfassendere Orientierung an Problemstellungen, wie sie auch von außen an die Forschung heran getragen wird, sogar blockiere.

Protosociology ist demgegenüber im Vorteil, da sie an institutionelle Grenzen von Diskussionen nicht gebunden ist. Die Problemstellungen wiederum ergeben sich bei uns aus der Wissenschaftspraxis, in der man sehen kann, was im Moment wie diskutiert wird und wo die Folgeprobleme liegen. In der Zusammenarbeit mit Kollegen lassen sich verschiedene Brennpunkte erkennen, die dann aus durchaus unterschiedlichen Perspektiven diskutiert werden können.

Aus meiner Sicht handelt es sich zumindest vordergründig bei dieser Position eigentlich um eine originär pragmatische. Philosophischer Pragmatismus meint erst einmal nicht mehr als Handlungsorientierung. Das heißt, dass der Grundbegriff, auf den die Analyse zurückgeführt wird,

3 Jürgen Mittelstrass, *Wissen und Grenzen*, Frankfurt am Main 2001, S. 93 u. S. 119.

nicht beispielsweise Wahrheit ist, sondern die (gelungene) Handlung oder Praxis. Die Fragen, die transdisziplinär erforscht werden, werden wie in dem von Mittelstrass angesprochenen Fall von Umweltfragen oder der Gentechnik in ihrer Relevanz von außen herangetragen oder ergeben sich direkt aus der Forschungspraxis. Häufig allerdings nicht aus der Forschungspraxis der eigenen Disziplin, sondern auch aus der benachbarter. Und die Lösung – und das ist der wichtigste Punkt – liegt nicht in der analytisch-methodischen Zusammenfassung verschiedener Zugangsweisen zu einer neuen Einheit des Wissens, sondern in einer transdisziplinären Diskussion.

Nur, auf welcher Grundlage wird diese Lösung dann evaluiert? Eine Einheit des Wissens, in der das Neue kohärent eingebunden werden kann, fällt weg. Und Wahrheitsfähigkeit sollte jeder der verschiedenen Theorien eigen sein. In der Konsequenz wird mit den Ansprüchen, die man an die Wissenschaft stellen kann, zurückhaltender sein müssen.

Soviel scheint sich sagen zu lassen: Zumindes werden sich die Fragen in der Komplexität, in der sie sich stellen, nicht auf Grundlage einer einzigen theoretischen Konzeption zu beantworten sein. Für die Gentechnik als ein von Mittelstrass angesprochenes komplexes Problem bedeutet dies ganz einfach, dass es nicht wissenschaftlich zu lösen ist. Angesichts der ethischen Dimension des Problems mag dies nicht überraschen. Aber dies ist nicht gemeint. Vielmehr fehlt auch eine geschlossene, einheitliche Darstellung dessen, was man gerne die Fakten nennt, und die man dann ja unterschiedlich beurteilen kann. Natürlich gibt es immer noch Fakten im Sinne von wissenschaftlich begründeten Behauptungen und Beschreibungen, aber die Gesamtheit der Fakten ergibt kein zusammenhängendes und eindeutiges Bild, sondern nur verschiedene Aspekte des Problemkomplexes. Genau dies lässt sich m.E. gut an den Diskussionen zu dem Thema beobachten, da es dort selten strittig ist, ob bestimmte Fakten auch zutreffend sind, sondern welche relevant sind und zur Begründung der eigenen Position herangezogen werden.

Für die Wissenschaft im Ganzen gilt dann verstärkt, was in der Meinung vieler für die Philosophie schon länger, wenn nicht immer galt: Sie gibt keine einfachen Antworten auf grundlegende Fragen. Aber sie hilft bei der Lösung von Problemen. Sie gibt auch keine Entscheidung vor, kann die „richtige“ Entscheidung aber anleiten. Welche Aspekte und partiellen Beschreibungen einer Problemstellung handlungsentscheidend sind,

bleibt immer eine soziale und kulturelle Frage und ist auch auf diesen Ebenen schlussendlich zu entscheiden.

Das bedeutet, dass in der Folge die Ansprüche an die Wissenschaft auch zu senken sind. Es müssen auch partielle Erklärungen akzeptiert werden, die nicht allen Aspekten eines Problemkomplexes genügen können. Welche Fakten wir bevorzugen hängt damit von unseren übergeordneten Erkenntnisinteressen ab.

IV Wissenschaftsmanagement

Eine andere Forderung, die sich aus dieser Situation ergibt, ist die nach einer geeigneten Form des Wissensmanagements, die auch eine Form des Wissenschaftsmanagements ist. Momentan verdoppelt sich – so sagt man – alle acht Jahre das gesamte Wissen der Menschheit. Damit einher geht eine zunehmende Differenzierung sowie durch die Dynamisierung gesellschaftlicher Entwicklung ein Wandel von Erkenntniszielen. Und mit jeder Veränderung treten auch neue Probleme auf, alte hingegen können an Bedeutung verlieren. Im Rahmen einer Globalisierung werden dem Einzelnen riesige Mengen an Wissen zugänglich. Das Problem liegt – zumindest in der ersten Welt und privilegierten Teilen der anderen – dann nicht mehr am Zugang, den haben sie oft in Harvard wie im Hochsauerland, sondern in der Strukturierung, Evaluierung und anschließenden Bereitstellung von Wissen und Informationen. Wissen besitzt man nicht durch einen mehr oder minder exklusiven Zugang, sondern durch ein problemorientiertes Verfügen aufgrund einer geeigneten Strukturierung.

Schon hieraus folgt für die Wissenschaft, die nicht mehr bloß Wissen quantitativ anhäufen kann, dass sie strukturiert oder besser: gemanagt werden muss. Verstärkt gilt dies vor dem Hintergrund einer transdisziplinären Wissenschaft, die Ausdruck einer bestimmten Wissenschaftspraxis ist. Diskussionen über Fachbereichs- und Instituts Grenzen hinweg finden sich nicht einfach, sondern werden geführt innerhalb eines bestimmten Handlungsrahmens.

Wissenschaftsmanagement hat gerade hierzulande ein wenig den Ruch des Unseriösen. Hiermit verbunden werden gerne ein anbietend, sich verbiegender Werben um Drittmittel und der wissenschaftliche Schnellschuss in Form eines kurzen Artikels für eine internationale Tagung. Es

scheint dies in den Köpfen eine negatives Gegenbild zu dem zurückgezogenen Gelehrten zu sein, der – einzig der Wahrheit und Wissensvermehrung verpflichtet – über eine Welt schreibt, an der er weitgehend nicht teilnimmt. Und das, obwohl gerade diese Vertreter gerne und ausgiebig belacht werden.

Man kann dieses schon mal bei Kommentaren zu dem Kollegen Julian Nida-Rümelin sehen, aus dessen Managementfähigkeiten gerne der Rückschluss auf wissenschaftliche Dünnbrettbohrerei gezogen wird, die aber in diesem Fall nicht zu belegen sein dürfte.

Ob beide Aspekte in der Person des Wissenschaftlers zusammenfallen müssen, ist damit noch nicht gesagt. Zur Wissenschaft selbst gehören sie in zunehmendem Maße. Auch Sie unterliegt dabei ganz ähnlichen Entwicklungen, wie sie auch für andere Bereiche unserer modernen Gesellschaft gelten. Mit einer Ausdifferenzierung – in der Wissenschaft: Spezialisierung – und Dynamisierung gesellschaftlicher Strukturen ist als nicht trivialer Effekt eine steigende Notwendigkeit zur Kommunikation verbunden.

Damit fällt auch dem Wissenschaftler selbst in einem ganz anderen Maße die Aufgabe zu, kommunizieren zu müssen, als dies bisher der Fall war. Zudem muss es geeignete Kommunikationsstrukturen geben, die einen entsprechenden Wissensaustausch erlauben.

Die Möglichkeiten zur Interaktion, die mit modernen Kommunikationsmedien einher gehen, erschöpfen sich nicht bloß in der zügigeren Bekanntgabe von Forschungsergebnissen, sondern erlauben auch neue Formen der Zusammenarbeit. Und genau dies war nebenbei bemerkt auch der Ursprung des Internets: Der Austausch hochaktueller Forschungsergebnisse.

Es ist nicht nur eine quantitative Geschwindigkeitssteigerung – eMail ist nun mal schneller als die Post –, sondern auch eine qualitative der Forschung. Aus einer Autor-Leser Beziehung ist eine komplexere Form der Interaktion geworden, die verstärkt auch ein Miteinander erlaubt.

Wie sich diese konkret gestaltet, kann man sehr gut an unserem neuesten Projekt ablesen, das wir gerade fertig gestellt haben. In *Understanding the Social: New Perspectives from Epistemology* haben einige Autoren direkten Bezug auf die in dem Band vertretenen Arbeiten der beteiligten Kollegen genommen.

Es entsteht zumindest in Ansätzen ein dialogisches Prinzip und die Bände werden zunehmend zur Abbildung einer echten Diskussion, die

anlässlich des Bandes stattgefunden hat und nicht bloß einer Textsammlung.

Auch in dieser Hinsicht bietet ProtoSoziologie aufgrund seiner Projektarbeit Übergänge wissenschaftlichen Denkens an, in diesem Fall zwischen den Autoren untereinander, an dem Wissen wirksam wird. Und wirksam ist Wissen immer dann, wenn es mit anderen geteilt wird und unsere Interpretationen beeinflusst, indem es sie erweitert, vereinfacht, widerlegt oder bestätigt.

V Transdisziplinarität praktisch: Analytische Ästhetik

Meine eigene Arbeit zur Analytischen Ästhetik, die dieses Jahr erschienen ist, verdankt sich eigentlich auch bereits dieser Form von Transdisziplinarität. Mit Mittelstrass könnte man sagen, dass es von der Transdisziplinarität wieder zurück zu einer Interdisziplinarität ging. Ähnlich wie bei unserem Projekt Protosociology insgesamt hatte auch dies nichts mit irgendwelchen seherischen Qualitäten zu tun, eher mit einer gewissen Offenheit gegenüber unterschiedlichen Theorieansätzen. Dass sich die verschiedenen Traditionen aus denen sich das diskutierte Konzept einer Analytischen Ästhetik speist, tatsächlich und sei es auch nur partiell in einem Konzept verbinden lassen, war erst einmal nicht zu erwarten und kein erklärtes Ziel.

Transdisziplinär war das Unternehmen aufgrund meiner Rezeption Analytischer Symbol- und Interpretationstheorie auf der einen Seite, soziologischer Gesellschaftstheorie auf einer anderen und Hermeneutik und Literaturtheorie auf einer dritten Seite. Gemeinsam war allen drei Forschungsfeldern, dass mich in der Auseinandersetzung Fragen der Interpretation, insbesondere nach ihren Vorbedingungen, der sozialen und geschichtlichen Verankerung sowie nach dem Prozess des Verstehensvollzugs interessierten. Ein weiterer Schwerpunkt lag dabei auf der ästhetischen Wahrnehmung und der Kunst. Mit diesen Problembereichen setzte ich mich auch im Rahmen von Protosociology auseinander, ohne dass erst einmal abzusehen war, was sie enger miteinander zu tun haben könnten.

Interdisziplinär ist die fertige Arbeit nunmehr, da die verschiedenen theoretischen Bereiche zur Erklärung eines bestimmten Gegenstandsreiches zusammengeführt wurden. Die Idee war es, die Vorteile verschie-

dener Theoriekonzepte bei der Erklärung ästhetischer Bedeutung und Interpretation zu nutzen, wobei das Augenmerk auf ihrer theoretischen Kompatibilität lag.

Mit einem holistischen Konzept hat dies trotz des weitgehenden Erklärungsanspruchs nichts zu tun. Das Ziel war es nicht, alle Theoriebereiche aus Soziologie, Philosophie und Literaturwissenschaften zusammenzufügen, um alles auf einmal methodisch erfassen zu können, das sonst den verschiedenen Bereichen zuzuordnen ist. Diese drei Ursprungsbereiche meiner Arbeit decken ein weit größeren Bereich ab, als das von mir diskutierte Konzept einer Analytischen Ästhetik. Eine holistische Theorie ist mindestens so viel wie die Summe ihrer Teile. Hier handelt es hingegen um eine Fokussierung zur Erklärung eines ganz bestimmten Gegenstandes im Bereich der Literaturwissenschaften. Aus der transdisziplinären Diskussion von Interpretationsfragen ist damit am Ende einfach ein neues oder anderes Konzept entstanden. Es ist nicht „die“ Analytische Ästhetik, sondern nur eine.

Und genau dies scheint mir auch eine Antwort auf die vorher gestellte Frage zu sein, wie denn die Ergebnisse eines transdisziplinären Forschens überhaupt aussehen und zu evaluieren sind. Das Ergebnis sind neue wissenschaftliche Interpretationen, die sich genauso in der Auseinandersetzung mit ihrem Gegenstand und dem Erreichen von Erkenntniszielen zu bewähren haben, wie alle anderen auch. Getragen wird diese Wissenschaftspraxis nicht von einem Streben nach einer Einheit des Wissens, sondern – ganz pragmatisch – davon wie es uns gelingt, Probleme besser und genauer zu beschreiben, um sie einer Lösung zuzuführen.

Wissenschaft – so könnte man auch sagen – ist damit Sache eines wohlverstandenen Pluralismus, in dem nicht jeder – frei nach Feierabends „anything goes“ – macht was er will, sondern Neues aus der gewissenhaften Auseinandersetzung mit Bestehendem entsteht. Mit dem Verzicht auf eine Einheit des Wissens hat auch der Begriff der Wahrheit von seiner Bedeutung eingebüßt. Wahrheit ist nicht mehr der Garant für die einzig richtige, faktisch geltende Sichtweise der Dinge. Wir brauchen nicht bloß wahrheitsfähige Theorien, sondern auch die richtigen.

Hinter diesen Ausführungen liegt auch ein eher nominalistisches Bild, das sich ähnlich in der Kognitionstheorie oder einem Schemainterpretationismus wiederfinden lässt, bei großzügiger Lesart auch anderswo. Dort geht man davon aus, dass man Neues interpretiert durch die variierende

Anwendung bereits bekannter Interpretationsweisen. Erkenntnis und Wissen betreffen immer ein Umbauen und Erweitern.

Und genau dies leistet beispielsweise auch die Kunst, zumindest nach der von mir bevorzugten Darstellung durch Nelson Goodman.

Die Kunst selbst wie auch das Naturschöne, ästhetische Erfahrung überhaupt und verschiedene Formen der Kontemplation, können dazu dienen Übergänge zu erzeugen. Sie laden – zumindest in den besten Fällen – zu einer neuen oder geänderten Sichtweise ein. Sie brechen eingefahrene Wahrnehmungsweisen auf, weisen auf bisher wenig Beachtetes hin und leiten neue, differenziertere oder akzentuiertere Interpretationen an. Unsere Welt besteht aus Interpretationen und die Kunst gehört neben den Wissenschaften zu unseren Weisen, Symbolsysteme zu erzeugen und andere zu verändern. Beide sind Teile eines Erkenntnisprozesses, durch den wir lernen unsere Welt in einer bestimmten Weise zu interpretieren.

Ganz Ähnliches scheint mir dabei auch für die Musik und die Arbeit von Skop zu gelten. Sie konfrontiert unser gut abgehangenes Verständnis von Klängen und Harmonien mit ungewöhnlichen Konstruktionen und Hörerlebnissen.

Auch sie schafft Übergänge zwischen verschiedenen Sichtweisen von Kunst bzw. Musik. Skop schafft Raum für neue Konzepte, die sich im Vortrag auch gleich bewähren können. Es kein Austausch des einen durch das andere Verständnis, die Präsentation des richtigen gegenüber dem falschen, sondern die Musik selbst ist ein Übergang zu neuen und geänderten Sichtweisen.

Und genau darin besteht eine zentrale Verbindung zwischen Kunst und Wissenschaft und damit auch zwischen Protosociology und Skop. Auch wir versuchen Übergänge zu bieten, in einem theoretischen und einem praktischen Sinn. Theoretisch über die inhaltliche Konzeption unserer Projekte und praktisch über ihre Realisation in einem transdisziplinären Umfeld.

Erkenntnis ist in diesem Zusammenhang nichts finites, sondern wird stets über eine sich verändernde Welt zu finden sein. Neues Wissen und neue Sichtweisen werden auch weiter an den Übergängen wissenschaftlichen Denkens zu bilden sein.

Vortrag anlässlich im Rahmen der Veranstaltung „Übergänge“ vom 10. – 12.5. 2002 an der J. W. Goethe-Universität.

Veranstalter: ProtoSociology An International Journal of Interdisciplinary Research, SKOP - Verein für neuere künstlerische Ausdrucksformen, Frankfurt am Main, ASTA der J. W. Goethe-Universität, Frankfurt am Main, Amt für Wissenschaft und Kunst der Stadt Frankfurt am Main.